

Es gilt das gesprochene Wort!  
Mittwoch, 8. März 2023, 16:00 Uhr

*Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck*  
*Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr*

**Predigt im Pontifikalamt anlässlich der „62. Tage der Begegnung“  
in der Katholischen Militärseelsorge  
Mittwoch der 2. Woche der Fastenzeit – Mittwoch, 8. März 2023, 17:00 Uhr –  
St. Mariendom zu Hildesheim**

---

Texte: Jer 18,18-20;  
Mt 20,17-28.

Liebe Soldatinnen und Soldaten,  
liebe Angehörige des Laienapostolats in der Katholischen Militärseelsorge,  
liebe Schwestern und Brüder in den Diensten der Militärseelsorge,  
liebe Gemeinde!

I.

Einen Dienst für den Frieden zu leisten, das gehört zu den bestimmenden Grundaufträgen der Soldatinnen und Soldaten der Deutschen Bundeswehr. Seit ihren Anfängen in den Jahren 1956 f. ist auf diese Frage, wie dem Frieden zu dienen ist, immer wieder eine sehr unterschiedliche Antwort gegeben worden.

Die Zeit des Kalten Krieges, die bis 1989/90 andauerte, war von politischer und militärischer Blockbildung und somit von einem sehr klaren Schema von Freund und Feind und von Gegnern wie Befürwortern bestimmt. Danach folgten Jahre, in denen viele glaubten, dass sich die Weltzusammenhänge so grundständig geändert hätten, dass auch die Bundeswehr nicht mehr in der besagten Form noch einmal tätig werden würde. So begann ein Umbau, der sich immer wieder unter sehr verschiedenen Rücksichten fortsetzte, zugleich aber auch sehr unterschiedlich bewegt von der Frage, wie denn Frieden zu schützen und zu bewahren sei.

Mit dem 11. September 2001 – mit 9/11- ist ein historischer Einschnitt und eine Zeitenwende markiert, die seitdem eine ganz neue Perspektive auf den soldatischen Dienst zeigt. Was viele Jahre nicht mehr gesehen wurde, trat in den Mittelpunkt des Interesses, nämlich die Frage des Zueinanders von Politik, Militär und Religion und damit von Herausforderungen, die mit den ethischen Grundlagen des Staates, aber ebenso auch des militärischen Einsatzes verbunden waren, wie mit den Wertvorstellungen von Menschen in unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Systemen. Hinzu kam in einer bisher ungewohnten Dichte die Perspektive des universalen Weltzusammenhangs, die sich seitdem, durch die Globalisierung als Folge der Digitalisierung befördert, immer mehr als leitend herausgestellt hat. In den zwanzig Jahren des Afghanistaneinsatzes der Bundeswehr, wie aber auch in anderen Auslandseinsätzen, hat sich gezeigt, wie schwierig eine Antwort auf diese Frage, wie denn Frieden global gesichert und bewahrt bleiben könne, gefunden werden kann.

Von Vielen lange nicht bemerkt, gab es seit dem Jahr 2000 immer wieder viele andere Kriege, in denen es nicht nur um Lebensressourcen wie Wasser und Nahrungsmittel, sondern auch um Machtverschiebungsprozesse, Landgewinne und neue Formen von Aggressionen ging und geht. Der Ukrainekrieg als Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine seit dem 24. Februar 2022 stellt den bisher international so wahrgenommenen Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen dar, dem - Gott sei's geklagt - wahrscheinlich noch andere folgen werden. Hier verschieben sich die Interessenlagen wiederum, weil es nicht nur ein Krieg der Waffen bis hin zum Cyberwar ist, sondern auch ein Krieg der Ideen und damit auch der Vorstellungen von einem guten und gerechten Leben mit allen politischen, gesellschaftlichen, aber eben auch militärischen Konsequenzen. Hier steht die Idee der Unverfügbarkeit der menschlichen Person und seiner Freiheit, der Demokratie und der Rechtsstaatlichkeit, wie auch der Unverletzbarkeit von anerkannten Staatsgrenzen, der Aggression eines diktatorischen Regimes gegenüber, das, koste es, was es wolle, über Leichen geht.

## II.

Allein der historische Rückblick auf die letzten Jahrzehnte Jahre zeigt, unter welcher verschiedenen Rücksicht das Selbstverständnis der Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr und damit auch die Rolle der (katholischen) Militärseelsorge zu bestimmen ist. Es gibt natürlich die Grundlage einer Seelsorge, die für alle Soldatinnen und Soldaten samt ihrer Familien und für

Menschen, mit denen sie leben, völlig selbstverständlich geleistet wird. Und dies seit vielen Jahrzehnten ökumenisch und nun auch in Verbundenheit mit der jüdischen Militärseelsorge. Dies gilt ebenso selbstverständlich für die Erteilung des lebenskundlichen Unterrichtes, bei dem es aufgrund des staatlichen Auftrages um die ethischen Grundlagen des Verhaltens und Handelns der Soldatinnen und Soldaten geht. Hierbei beziehen sich die christlichen Kirchen auf ein klar formuliertes ethisches Fundament, das, ausgehend von christlichen Wurzeln, in seiner Multiperspektivität so ausgefaltet wird, dass es für alle einsichtig und von Belang sein kann, nicht nur für Christen und gottgläubige Menschen. Dieser Universalismus zeigt sich z.B. in den Menschenrechten, einschließlich ihres Bezuges zur Religionsfreiheit und somit auch besonders zur Gewissensfreiheit.

An einer solchen Stelle stehen wir auch heute mit dem brutalen Angriffskrieg der russischen Diktatur auf die Ukraine. Die Frage, wie es hier zu einem gerechten Frieden kommen kann, der zugleich die unbedingte Würde und Freiheit der Menschen, sich selbst zu bestimmen und des Rechtes eines Staates, in seinen Grenzen unversehrt geschützt zu sein und jede gewalttätige Aggression demgegenüber unbedingt zurückweist, macht deutlich, vor welchen hohen ethischen Herausforderungen wir stehen. Anders noch als vor Jahren, wird genau hier deutlich, dass auch in der deutschen Gesellschaft, in der immer wieder um die Frage der Gewalt als Mittel der Friedenssicherung gerungen worden ist und wird, keine Pflicht zu einem radikalen Pazifismus existiert.

### III.

Gerade wir Christen sind hier aufgrund des Kerns und Kraftzentrums unseres Glaubens, nämlich des Lebens, Leidens, Sterbens, Todes und der Auferstehung Jesu Christi für die anderen, sehr herausgefordert. Jesu absolut gewaltloses Leben und sein brutaler Tod, wie die unglaubliche Botschaft der Auferstehung zum Leben, die allen gilt, machen dabei den Spannungsbogen deutlich, in dem wir als Militärseelsorge stehen, aber auch alle Soldatinnen und Soldaten, die sich ihrem christlich gebildeten Gewissen verpflichtet fühlen und wissen. Dabei geht es nicht einfach nur um einen Streit über Kampfpanzer, Kampfflugzeuge und anderer Unterstützungen dieses Kampfes um die Freiheit der Ukraine, sondern vor allem auch darum, abzuwehren, dass das Töten zu einem Teil der Nachrichtenroutine werden kann, indem wir zwar von Waffengattungen, Panzernamen, von Städten und Truppenbewegungen und von Toten in ungezählter Höhe hören,

aber gewarnt sein müssen, dass nicht alle Opfer solcher Gewalt hinter Zahlen verschwinden. Es geht um die Gestorbenen und Verstümmelten, um die Leidenden und Hoffenden, die als Menschen in ihrer Würde und ihrer Freiheit anzuerkennen sind, wer immer sie sind und woher sie auch stammen.

Ungefragt geht es um eines: An der Seite der angegriffenen Menschen in der Ukraine zu stehen und doch zugleich als Christen um alle gestorbenen und verstümmelten, erschossenen und durch Gewalt umgekommenen Menschen zu trauern und dabei niemanden zu vergessen, der für diesen Krieg rekrutiert worden ist. Genau an dieser Stelle müssen wir aus christlichem Ethos aufhören, Unterschiede zu machen. Dabei muss klar bleiben, dass die Täter, so irgend möglich, bestraft und die Opfer in ihr Recht eingesetzt werden. Das gehört zu einem gerechten Frieden, der gewonnen werden will. Kein einziger getöteter Mensch darf einzig zu einem Helden für eine gute Sache gemacht, noch auf einen Handlanger für Kriegsverbrecher reduziert werden. Jeder hat eine eigene Geschichte, ein eigenes Leid und bleibt ein einzigartiges Geschöpf Gottes.

#### IV.

Angesichts eines solchen Befundes zeigt sich deutlich, vor welchen großen, das Wesen des Menschen betreffenden Fragen im Blick auf Krieg und Frieden wie auf die Würde des Menschen und seine Freiheit wir stehen und um welchen Einsatz es dabei gehen muss. Genau deswegen müssen wir auch fragen, wie wir mit dem hohen Wert der Verteidigung der Freiheit umgehen, gerade angesichts der schlimmen Zerstörungen von Leib und Leben, von Häusern und Kulturgütern. Vor allem angesichts des Völkerrechtes, gerade um des großen Ganzen der Freiheit und der damit verbundenen Werte wegen, bleibt das Recht des einzelnen auf sein unersetzbares Leben vor uns stehen. Und dies gilt für alle!

Genau deswegen ist es so bedeutsam, gerade angesichts des niederträchtigen Versuches, die Stärke des Rechts durch das Recht des Stärkeren zu ersetzen und diesen brutalen Machtkonflikt zwischen einer autoritären und einer freiheitlich demokratischen Gesellschaftsordnung immer mehr eskalieren zu lassen, deutlich darauf zu setzen, dass Christen den Frieden begreifen als Werk der Gerechtigkeit und der Liebe (vgl. Jes 32,17, Joh 17). Weil es um eine Ökumene des Friedens aller Menschen gehen muss, bleibt doch klar, dass es ein absolutes Verbot gibt, einen Angriffskrieg zu führen. Die Pflicht bleibt, auf der Grundlage des Völkerrechtes, das nicht zur

Disposition steht, um einen gerechten Frieden zu ringen. Hatte die Lehre vom gerechten Krieg, vor allem in ihrer Entstehungszeit, zu einem humanen Gewinn im Blick auf die damals als so schrecklich empfundenen Auseinandersetzungen und Gewalttätigkeiten geführt und eine „gewisse Ordnung“ in solche gewalttätigen Auseinandersetzungen gebracht, so geht es nun um einen erweiterten Friedensbegriff, der nach den Bedingungen des Gelingens von Frieden fragt. Denn: Frieden ist mehr als das Schweigen der Waffen. Die Achtung der Menschenrechte, der Rechtsstaatlichkeit, der sozialen Gerechtigkeit und der Sicherheit für alle Menschen bleiben dabei von zentraler Bedeutung.

Ich kann darum auch die Entscheidung, jetzt Waffen für die Wiederherstellung eines solchen Friedens einzusetzen, nachvollziehen, würde aber als Bischof und Seelsorger niemals von einem Gutheißen sprechen. Denn auch diese Waffen sorgen für entsetzliches Leid. Es gilt bei aller Ambivalenz nämlich sehr deutlich: Wer Waffen gebraucht und gebrauchen muss, macht sich schuldig. Auch unter der Rücksicht, dass Waffenlieferungen und die Ausbildung ukrainischer Soldaten an diesen Waffen erlaubt sind, ohne als Kriegspartei zu gelten, bedeutet solches im Umkehrschluss aber nicht, dass alle Waffenlieferungen, die das Völkerrecht zulässt, damit auch automatisch gut zu heißen sind. Diese Ebenen müssen voneinander getrennt werden. Wir müssen, gerade im Namen der Menschlichkeit, die jedes Geschöpf betrifft, alles tun, was diesem Krieg ein Ende bereitet. Selbst wenn die Bereitschaft zu Verhandlungen erst dabei verhandelt werden muss.

Das Ziel muss sein, die sehr reale Not von Menschen, die Schutz brauchen vor den Raketen, die auf sie abgefeuert werden, an die erste Stelle zu setzen. Darum muss es eine Einsicht geben in die Kraft eines Pazifismus', der deutlich macht: Waffen allein werden den Frieden nicht schaffen. Die Warnung Jesu vor den Folgen der Anwendung von Waffengewalt steckt mir in den Knochen: „Alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen“ (Mt 26,52). Genau darum ist es Sache der Kirche, die Gewissen zu schärfen und darauf hinzuweisen, dass alles Leben vergänglich ist und eine Unberechenbarkeit der Geschichte alle bestimmt, weil wir Menschen begrenzt sind und nicht Gott. Darum ist auch jede Entscheidung, die zu verantworten ist, eine Entscheidung angesichts der eigenen Grenzen. Hier zeigt sich, dass Frieden mit Wahrheit verbunden ist, nämlich mit dem, was nicht nur für das Wohl des Menschen unverfügbar gilt und diesem vorausgesetzt ist, sondern dem wir Christen deswegen trauen, weil die Wahrheit für uns eine Person ist mit einem konkreten Namen: Jesus von Nazareth, der Christus, gestorben und

auferstanden für uns.

V.

Gerade in der Besinnung auf die Person Jesu, der für uns gelebt, gelitten und am Kreuz gestorben ist, lässt sich eine ethische Perspektive entwickeln, die im Blick auf den Frieden zumindest immer wieder ethisch für die schrecklichen Folgen jeder Gewaltanwendung sensibilisiert. Darum kann diese Sensibilität auch zu einer Steigerung des Willens zum Frieden führen, selbst wenn viele sagen, dass dies bar oder gegen jede Vernunft geschieht. Denn wenn es, wie im gegenwärtigen Konflikt, vor allem um einen Kampf um Autonomie, sowohl für den Menschen als Person, als auch für einen Staat und eine Gesellschaft als unverrückbare Größe geht, hat dies wesentlich mit der Würde der Menschen zu tun, von der wir Christen der Überzeugung sind, dass sie den Menschen in die Natur eingeschrieben und unveräußerlich ist, weil der Mensch Abbild Gottes ist. Daraus folgt nicht nur die unbedingte Schutzwürdigkeit aller Menschen, sondern auch ein konditioniertes Recht auf Selbstverteidigung gegen eine Aggression und die Einsicht, dass militärische Gewalt immer als ein äußerstes Mittel einzusetzen ist, um entsprechende Friedensziele zu erreichen. Selbst der Blick auf Sanktionen als ein nichtmilitärisches Mittel der Verteidigung und die Frage nach der Angemessenheit von zivilem Widerstand oder nach dem Einsatz schwerer Waffen nach dem Prinzip der Verhältnismäßigkeit und der Hinlänglichkeit machen deutlich, gemessen am Maß des Möglichen, dass es immer um eine Entscheidung der Klugheit geht, damit also auch um die Verantwortung einer Politik, welche Waffen geliefert und eingesetzt hat.

VI.

An dieser Stelle kann der Blick auf den leidenden Jesus Christus als Bild für den leidenden Menschen hilfreich sein. Nicht zuletzt das Johannesevangelium beschreibt mit den Worten aus dem Mund des zynischen Machtmenschen Pilatus, dass es angesichts der ihn umtreibenden Frage nach der Wahrheit um den geht, der in der Mitte der Fastenzeit steht, nämlich um den „Ecce homo“ (vgl. Joh 19,5). Die Wahrheit bleibt letztlich für uns immer der leidende Mensch, der ein Recht auf Frieden, Unversehrtheit, Heilung und Heil hat, das ihm niemand nehmen kann und darf. Für uns Christen erwächst aus dieser im Glauben angenommenen Überzeugung eine neue weitere Perspektive, dass nämlich aus solchem Unheil neues Heil geboren werden kann. Nicht umsonst vergessen wir nicht, an was Papst Johannes XXIII. in weltbewegenden schwierigen

politischen Zeiten mit seiner Friedenszyklika *Pacem in terres* erinnert hat, dass nämlich echter Friede die Frucht der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Solidarität und der Freiheit ist.<sup>1</sup>

Letztlich steckt dahinter eine immense Herausforderung und ein extrem herausforderndes und zu lösendes Problem, nämlich das der Versöhnung. Gerade die Religionen in ihrem Wesenskern sind i.d.R. durchdrungen vom Geist der Menschlichkeit und von der göttlichen Kraft, die immer wieder zur Versöhnung beiträgt, weit über die Grenzen eigener Religiosität und ethischer Prinzipien hinaus. Dazu gehört natürlich für Christen der Blick auf den leidenden Jesus Christus, der den Weg der Versöhnung stellvertretend für uns gegangen ist. Unsere Verantwortung liegt darin, für diese Versöhnung unbedingt einzustehen, die uns auch schon geschenkt ist.

Mit Schmerz ist zugleich daran zu erinnern, dass es die Verstrickung der russisch-orthodoxen Kirche in die kriegstreibende Ideologie Putins unmöglich macht, jetzt mit ihr als Teil einer friedlichen Lösung zu rechnen, denn sie schützt z. B. weder ihre eigenen Gläubigen in der Ukraine, noch diejenigen in Russland, die sich öffentlich gegen den Krieg äußern und durch den Staat unterdrückt werden. Auch die vom Patriarchat propagierte Ideologie einer sogenannten russischen Welt, die eine ukrainische Identität und Eigenstaatlichkeit bestreitet, steht einer solchen Friedenslösung mehr als im Weg. Wir Christen aber dürfen nie vergessen, immer eine Sprache des Friedens in Wort und Tat zu sprechen, für Versöhnung zu werben und daran zu erinnern, dass die Erfahrung der Menschheitsgeschichte, dass der Friede ein Werk der Gerechtigkeit ist, sich dennoch nur erfüllt, wenn er auch ein Werk der Liebe bleibt (vgl. Joh 17,23.26).

## VII.

Genau in diesem Sinne sind die beiden heutigen Schrifttexte vom Mittwoch der 2. Woche der Fastenzeit hilfreich, um zu verstehen, was unsere christliche Verantwortung, für den Frieden als Werk der Gerechtigkeit und der Liebe einzustehen, bedeutet. Es geht darum, wie für Jeremia auch, in feindlicher Umgebung für die Wahrheit einzustehen und gewaltlos zu bleiben (Jer 18,18). Es geht um diese unbedingte Form der Liebe als Nähe zu den Menschen, die den Weg zur Versöhnung bereiten kann, wenn es Menschen gibt, die ihn gehen wollen. Das ist unsere

---

<sup>1</sup> Papst Johannes XXIII. *Pacem in terres*, 80.

christliche Aufgabe. In welcher Form auch immer, in welchen hochkomplexen Zusammenhängen diese uns auch gestellt wird. Eine solche Haltung ist verbunden mit einer klaren Absage an Machtkämpfe, von denen Jesus im Blick auf die eitlen Diskussionen der Jünger, wer von ihnen der Größte sei, entwaffnend spricht, da er sagt: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen. Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der erste sein will, soll euer Sklave sein“ (Mt 20,25-27). Genau so erwächst ein Ethos des Dienstes, das wir Christen an Jesus selbst lernen können, der von sich sagt, dass er, der Menschensohn, gekommen ist, nicht „um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Mt 20,28). So kann möglich werden, was das Johannesevangelium im letzten Satz des 17. Kapitels zum Ausdruck bringt, auf den die Leidensgeschichte Jesu folgt. Es geht Jesus darum, dass „die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen ist und ich ihn ihnen bin“ (Joh 17,26). So spricht Jesus im Hohenpriesterlichen Gebet zu Gott, seinem Vater.

#### VIII.

Ob nicht heute die Zeit gekommen ist, dass wir, in welchen Verantwortungen und beruflichen und sonstigen Zusammenhängen wir auch stehen mögen, unser eigenes Ethos neu christlich durchformen und von diesen Perspektiven der Gerechtigkeit und der Liebe durchdringen lassen müssen, damit mehr Friede wachsen kann! Genau jener Friede, der das Ethos soldatischen Tuns im Blick auf die hochkomplexen Zusammenhänge und die oft so schuldbehafteten Entscheidungen, denen nicht zu entkommen ist, mitprägen muss.

Was hier denkerisch im Glauben zu begründen versucht wird, bleibt paradox. Die Spannungen sind nicht aufzulösen, aber eines ist im Blick zu behalten. Angesichts der leidenden Menschen und ihrer unerträglichen Nöte, Schmerzen und Sorgen geht es darum, für sie einzutreten und zwar für alle – gleich, woher sie kommen, wie sie heißen, wer sie sind und zu wem sie gehören. Der Universalismus der christlichen Botschaft und die Größe des Eintretens Jesu für alle Leidenden, denen er sich selbst gleich macht als der Gekreuzigte, kann helfen, ein solches Ethos zu entwickeln, damit gesagt und getan wird, was gesagt und getan werden muss: Es geht um den Menschen. Es geht um den, den zynisch und ironisch Pontius Pilatus als den „Ecce homo“ bezeichnet. Es geht um Jesus Christus als den Menschen, der in seiner Person das ist, was den



Frieden und die Versöhnung bewirkt. Es geht um Jesus Christus, der der Friede ist. Und darum geht es um den Menschen. Amen.